

mal berührt. Wenn jemand an mich anstößt, werde ich nur zusammenzucken und weinen. Das ist meine einzige Antwort. Wer aber fragt nach mir? Ich bin nur eine unter vielen. Niemand fragt nach den vielen.

Meine Traumbefanntschaften fordere ich manchmal leise auf: „Fragen Sie doch einmal, wie es mir geht.“

Eine mir unbekannte Stimme sagt mir dann: „Nimm dir's nicht nahe. Laß alles an dir abgleiten. Was kann schmerzen? Liegst du denn auf Nadeln, daß alles dir weh tut? Gehst du über Dornen?“

„Aber ich bin ja ein Mensch. Ich bin doch kein Stein.“

Ich bin allein und nicht allein. Ich bin mir zuviel. Ich ertrage mich so schwer. Und liege im Bette und strecke die Arme weit von mir. Nur damit meine Glieder mir so entfernt sind wie möglich.

Könnte ich nicht die rechte Hand, mit der man die Menschen begrüßt, amputieren lassen? Denn werde ich jemanden noch grüßen dürfen mit dieser Hand? Längst entfloh meinen Händen die Unschuld, und es hilft mir nicht, wenn ich sie noch so lange im Wasser hielte.

Was habe ich doch für Gewohnheiten angenommen. Ich kann „Kaskolnikow“ überhaupt nicht mehr lesen, bevor ich mir lange Gesicht und Hände gewaschen habe. Ich weiß, das ist lange noch nicht genug. Es kommt ja auf diese Aeußerlichkeiten nicht an, sage ich mir. Aber ich kann nicht dafür: ich habe meine eigene Konvention.

Man kann doch nicht jede Hand zum Gruß anbieten, denke ich. Und man muß mit den ahnungslosen, wie mit den wissenden Menschen rechnen. Die Herren geben mir